
Das Somatogene als Störung und Spur im Kontext algorithmischer Datenauswertung

Nikolaus Lehner

1 Einleitung

Die digitalen Medien katapultieren den *Körper als Bild* ins Rampenlicht. Dagegen scheint aktuelle Körperlichkeit in ihrer Beweglichkeit und Trägheit, in ihrer rohen Ungeformtheit und endogenen Unruhe keine Rolle zu spielen. Immer hat man es mit Abziehbildern des Körpers, mit typisierbaren Folien, mit Häutchen (*simulacra*) (vgl. Lukrez 2012, S. 257), statt mit Haut zu tun, während die Sache selbst unter der bunten Social Media-Theatralik verschwindet.

Auch die Soziologie hat den Blick auf den Körper als Bild verinnerlicht: Das gilt etwa für die weitgehend ikonografischen Analysen der Mediensoziologie, die sich vor allem an Inszenierungen und Normierungen von Körperdarstellungen abarbeiten (Vgl. exemplarisch Binder 2013; Gill 2012, S. 137 ff.; Kanter 2013). Das gilt aber auch für system- und diskurstheoretische Perspektiven, die eine noch strikere Position einnehmen, indem sie schlicht nahelegen: Vom Körper lässt sich eigentlich gar nicht sprechen. Möglich ist nur das Sprechen über den Körper, der sich als Zeichen, als auf eine bestimmte Art und Weise beobachtete Form fassen lässt (Vgl. Fuchs 2005, S. 49 ff.), oder allenfalls als ein Medium, das selbst zum Sprechen einer mehr oder weniger elaborierten Gebärdensprache verwendet werden kann (Luhmann 1991, S. 334). Man hat es also mit ikonischen Körpern, mit *Image*- oder Zeichenkörpern zu tun, mit semiotischen Objekten: Denn *in* der Kommunikation kommen Körper nur als Zeichen vor, die dann zum

N. Lehner (✉)
Wien, Österreich
E-Mail: nikolaus.lehner@univie.ac.at

Beispiel als Models, Bodybuilder, Sportlerkörper, männlich, weiblich etc. konstruiert und mit Bedeutung versehen werden. Die (soziologische) Geschichte des Körpers ist infolge dessen die des bezeichneten, markierten und eingegrenzten Körpers. Als natürlicher Körper kann er nur erscheinen, wenn er *ex post* naturalisiert und das heißt letztlich substanziell verdrängt wird (Baudrillard 1982, S. 165). Der Körper als physisches, materielles Etwas, das sich um die radikal-konstruktivistischen Bedingungen seiner nachträglichen Konstruktion nicht kümmert, bleibt somit unberücksichtigt.

Nun gibt es keinen Ausweg aus dem Dilemma, dass Körper immer schon beobachtete und bezeichnete Körper sind, aber die allzu starke Fokussierung auf diesen Umstand bedingt es, dass der Vollzug des Beobachtens selbst und damit das Zeichen-Werden des Körpers ausgeblendet werden. Das Somatische als eine physische Kraft, die erst einen Impuls zu Zeichenbildungen gibt, wird soziologisch völlig vernachlässigt. Untersucht werden bestenfalls Resultate, nicht aber die Art und Weise, wie sich Körperlichkeit oder Körperzuschreibungen aus einer kommunikativen und medialen Situation heraus ausprägen. Aus jeder Beobachtung von Körperlichkeit lässt sich schließen, dass dieser etwas vorausgegangen sein muss, das nicht allein auf die jeweilige Beobachtung allein zurückzuführen ist – sonst bräuchte man gar nicht erst von Körpern oder Materialität zu sprechen. Jede Beobachtung von Körperlichkeit wird jedoch ihrerseits erst durch Medien ermöglicht. Man muss also Wege finden, über das Somatische zu sprechen, ohne dieses auf ein passives Objekt, das vollkommen durch das Soziale determiniert wird, zu reduzieren; andererseits muss aber auch die soziale Co-Konstruiertheit des Körperlich-Affektiven berücksichtigt werden können.

Innerhalb dieses Problemaufrisses interessiere ich mich im Folgenden vor allem für zwei Fragestellungen. Die erste Frage lautet: *Wie verändert sich die soziale Bedeutung des Somatogenen oder Affektiven mit der Entwicklung der digitalen Medien?* Die zweite Frage lautet: *Wie lässt sich das Somatische im Kontext digitaler Medien theoretisch fassen und was könnten der kommunikationstheoretische Begriff der Störung sowie der medientheoretische Begriff der Spur beitragen, um über bisherige Analyseperspektiven hinaus zu gelangen?*

Bis zum „Body Turn“ (Vgl. exemplarisch Gugutzer 2006) ist der Körper der soziologischen Forschung in der Vergangenheit – von wenigen Ausnahmen abgesehen – vor allem dadurch aufgefallen, immer überflüssiger zu werden: Gerade von systemtheoretisch inspirierten Soziolog*innen wurde und wird die Geschichte der Verbreitungsmedien, aber auch die der Kommunikationsmedien¹ als eine

¹Nicht einmal die Liebe ist an die ständige Präsenz der Körper gebunden (Vgl. nur Stäheli 2003).

Geschichte der fortschreitenden Obsoleszenz anwesender Körper beschrieben (Vgl. Luhmann 2005, S. 120). Ungeachtet dessen bleibt der Körper wesentlich für jegliche Form von Wahrnehmung: So konstituiert Körperlichkeit die Differenz zwischen Innen und Außen (Luhmann 1995, S. 194). Damit ist sie die Grundvoraussetzung für die Etablierung doppelter Kontingenz. Der Leib als Medium der Wahrnehmung bleibt Voraussetzung jeglicher psychischer und sozialer Sinnprozeption und damit von Kommunikation – das gilt auch für Kommunikationen, die sich mithilfe der neuen Medien vollziehen: Der Körper des Rezipienten verschwindet ja beim Surfen nicht im Web oder geht in diesem auf. Man bleibt sich, auch wenn man sich durch das Internet bewegt, weiterhin seiner Körperlichkeit bewusst. Man vergisst seinen Körper auch nicht einfach wie im Schlaf oder im Traum. Und selbst wenn die mediale Immersion so perfekt wäre, dass sie uns unsere Körper vergessen ließe, insistierten unsere vegetativen Systeme darauf, uns an unsere Körper zu erinnern. Jeder Tastendruck erfordert außerdem irgendein psychosomatisches Movens. Der Körper bleibt in diesem Sinn aufgrund seiner Wahrnehmungsfähigkeiten und Affekte auch im digitalen Zeitalter unabdingbar.

Darüber hinaus regeln symbiotische Symbole bzw. symbiotische Mechanismen, wie Luhmann sie zuweilen nennt, die Art und Weise, wie sich Kommunikation von Körperlichkeit irritieren lässt: Etwa durch Sexualität, Wahrnehmung, Bedürfnisse oder Gewalt (Luhmann 1998, S. 378). Symbiotische Symbole sind die Form, in welche Kommunikation die Irritation durch Körperlichkeit gießt, um ihre systemische Geschlossenheit zu wahren. Damit bleibt Luhmann einer im Grunde funktionalistischen Einbettung von Körperlichkeit treu, wie sie bereits von Bronislaw Malinowski angedacht wurde: Jede Kultur müsse demnach erstens die „biologischen Bedürfnisse befriedigen“ und zweitens diene jede Bedürfnisbefriedigung „mittelbar oder unmittelbar zur Befriedigung eines körperlichen Bedürfnisses“ (Malinowski 2005, S. 39 f.). Das trifft ziemlich genau, was auch Luhmann unter symbiotischen Mechanismen versteht, wobei es wichtig ist, hervorzuheben, dass es sich bei symbiotischen Symbolen immer um systeminterne Zurechnungen handelt, die eben symbolisch und nicht „materiell“ sind. Dann wird es aber wiederum trivial, überhaupt von Körpern zu reden, da sie nur als Rädchen in einem funktionalen Getriebe wahrnehmbar sind. Gerade deshalb lohnt es sich aber vielleicht auch, versuchsweise davon Abstand zu nehmen, Körperlichkeit nur als „symbiotisches Symbol“ – also immer in ihrer bereits ausgefüllten, systemspezifischen Inrechnungstellung – zu denken.

Wenig Beachtung findet üblicherweise, dass das Vorhandensein symbiotischer Symbole darauf verweist, dass der Körper für die Kommunikation *vor* der Einführung solcher Symbole problembehaftet gewesen sein muss. Die Frage, wie das Körperliche als Störfaktor für die Kommunikation theoretisch zu fassen sein

könnte, liegt also auf der Hand. Der Körper ist als wahrnehmender, Laute produzierender, beherrschender Körper etc. Voraussetzung und Anstoß sowie als Thema Teil der Kommunikation. Als aktuelle Körperlichkeit liegt in ihm aber immer auch das Potenzial einer Störquelle für die Kommunikation, dies sogar, wenn es sich um medialisierte Verhältnisse handelt: Man kann dabei an die Nachrichten über kraftlos oder auch tot zusammenbrechende Computerspieler*innen bei Turnieren ebenso denken wie an körperliche Gewalt, die das Ende jeglicher Kommunikation einleitet, oder auch, weniger dramatisch, an plötzliches Nasenbluten, das den Redefluss des Schauspielers oder der Schauspielerin und die Aufmerksamkeit der Zuhörer*innen im Theater unterbricht.

So implizieren symbiotische Symbole die Möglichkeit von Sinnzusammenbrüchen und Krisen: Symbiotische Symbole werden, sobald Individuen von der personalen Teilnahme an symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien ausgeschlossen sind – so bereits Luhmann – freigesetzt: Das Triebhafte, die Gewalt und die Sexualität sind dann nicht mehr eingehegt, durch „symbolische Rekursionen zivilisiert“, vielmehr zählt dann nur noch ihre Unmittelbarkeit: Dies drückt sich auch darin aus, dass man sich dann auf Körper und nicht mehr auf Personen bezieht (Luhmann 1998, S. 633). Allerdings wurde diese inhärente Krisenhaftigkeit des Körperlichen oder auch, mit Urs Stäheli (2000, S. 19), das Fehlschlagen oder Zusammenbrechen von Signifikationsprozessen, kaum weiter gedacht.

2 Somatogene Störungen der Kommunikation

Wie sind Kommunikation und somatogene Störpotenzialen miteinander verknüpft? Um diesen Zusammenhang ergründen zu können, ist es sinnvoll, erst darauf einzugehen, was mit dem Störbegriff gemeint ist:

Erstens handelt es sich bei Störung, Rauschen, Geräusch um äquivalente Begriffe, die ich im Folgenden in ihrer kommunikations- bzw. informationstheoretischen Prägung nutze (Weaver und Shannon 1998, S. 34).

Zweitens gilt, dass alles, was augenblicklich passiert und wahrgenommen wird, prinzipiell durch physische Energieeinwirkung erklärt werden kann. Erst wenn eine Botschaft oder Nachricht oder ein Reiz einen Empfänger erreichen soll und dieser Empfänger damit beginnt, diese Nachricht hinsichtlich möglicher, aber nicht realisierter Selektionen zu beurteilen, haben wir es mit Sinn und Bedeutung zu tun (McKay 1972, S. 24). Unter Störung und Rauschen verstehe ich *nicht oder noch nicht durch ein System verarbeitbare Phänomene bzw. Wahrnehmungen*. Wie für Information gilt auch für das Rauschen, dass es erst durch einen Beobachter vollendet wird (McKay 1972, S. 136).

Drittens: Shannon und Weaver (1998, S. 65) modellieren eine Störung als „chance variable“. In diesem Sinn ist etwa auch Gregory Chaitins mathematische Zufälligkeit mit dem Störungsbegriff äquivalent zu setzen: Als zufällig gilt ein Phänomen bei Chaitin, wenn es keinen Weg gibt, das Phänomen effizient und in komprimierter Form zu beschreiben (Chaitin 2004, S. 65). Das heißt wiederum nicht, dass das jeweilige Phänomen keine Struktur hat, sondern nur, dass diese Struktur nicht in verkürzter Form fassbar ist. Man kann im Grunde also nicht sagen, ob man es mit zu viel Struktur oder mit gar keiner Struktur zu tun hat. Körperlichkeit und Materialität sind (zumindest aus einer soziologischen Perspektive) gerade durch diese Eigenschaft gekennzeichnet: Durch Sinnlosigkeit *und* die Unmöglichkeit einer erschöpfenden Beschreibung und dadurch zugleich durch einen Überschuss an *potenzieller* Bedeutsamkeit.

Viertens impliziert der Begriff der Störung keine Wertung: Er sagt nichts darüber aus, ob die Beeinflussung gut oder schlecht ist, da eine solche Festlegung immer nur aus einer systemrelativen Perspektive vorgenommen werden kann (Maturana und Pörksen 2008, S. 75).

Fünftens bildet das Rauschen den Hintergrund der Möglichkeit von Information. Es gibt keine Information, die nicht vom Rauschen kontaminiert wäre. Das Rauschen bildet, wie der Informationstheoretiker Abraham Moles (1971, S. 123) sagte, die *Kulisse* für das Erscheinen der Dinge.

Bereits das Kommunikationsmodell von Shannon und Weaver impliziert, dass es sich bei Störungen mitunter um materielle und damit um nicht- bzw. außerkommunikative Kommunikationseinflüsse handelt: Im Fall Shannons Informationstheorie ist das Rauschen entweder durch die kryptologische Codierung des Feindes, also einer kommunikationsinternen Beeinflussung, *oder* durch die Materialität des Kanals, also durch einen Einfluss in der Umwelt der Kommunikation, bedingt.

Das Rauschen ist also entweder selbst kommunikativen bzw. informationellen Ursprungs oder aber *materiell* determiniert. Es gibt demnach also *zwei* gänzlich verschiedene Störungsquellen:

Zum einen kann das Rauschen kommunikativen Ursprungs sein: Man hört zum Beispiel ein Gespräch in einer fremden Sprache, die man nicht kennt, die Fremdsprache nimmt dann die Qualität eines Rauschens an. Oder, eine andere Möglichkeit: Zwei oder mehrere Nachrichten überlagern sich, etwa bei Radiosendern, Telefongesprächen oder in belebten Restaurants; diese Überlagerungen führen zu Rauschen (Morin 2010, S. 403).

Zum anderen kann das Rauschen einen materiellen Ursprung haben: Dabei handelt es sich um ein Rauschen, das durch die Materialität des Übertragungskanals selbst erzeugt wird. Dabei kann man an die Statik bei der Radioübertragung

denken, oder in Bezug auf den Körper, an physiologische Vorgänge. Tod, Gewalt oder Krankheit sind dabei nur die offensichtlichsten und stärksten körperlichen Störpotenziale, die auf einen Horizont jenseits der Kommunikation verweisen.

Die Geschichte der Verbreitungsmedien ist auch eine Geschichte der Verminderung solcher somatogenen Störpotenziale: So wurde häufig hervorgehoben, dass die Schrift es ermögliche, an Texten bereits Verstorbener kommunikativ anzuschließen (Ong 2002, S. 80; siehe auch Kittler 1986, S. 11 f.) Es liegt schon deshalb nahe, die Medienentwicklung als zunehmenden Ausschluss somatogener Störpotenziale zu deuten.

Der Störungsbegriff ermöglicht es, das Somatische nicht einfach nur hinsichtlich seiner Darstellungsformen und Verbindungen mit gesellschaftlichen Werten und Normen – also etwa in Bezug auf die kulturelle Signifikanz zerzauster Haare (Douglas 2004, S. 99) – zu analysieren, nicht nur hinsichtlich der Einschränkungen des Körperlichen zugunsten der gelingenden Interaktion – wie etwa im Fall der Regulative des gemeinsamen Mahles (Simmel 2008, S. 95 ff.) – und auch nicht nur in Bezug auf das Dahinschwinden der Körperlichkeit durch die Medialisierung. Vielmehr verweist der Störungsbegriff auf eine kommunikative Problemlage oder einen noch nicht in Rechnung zu stellenden Einfluss auf die Kommunikation: Das Somatische stört. Es stört die Gesellschaft (durch seine gewaltsame wie fragile Materialität), die Medien (durch seine Ungreifbarkeit, denn paradoxerweise ist der Körper in der Kommunikation ja ein ungreifbares Phänomen) und die psychischen Systeme (etwa durch seine narzisstischen Kränkungen, durch seine Erschöpfung, den Hunger, die Müdigkeit etc.).²

Der Körper stört auch, weil er immer auf Zweitheiten verweist, die nie zu einer Einheit werden können: Er ist physisches Phänomen und Zeichen, Medium und Form, bei Plessner Körper und Leib, oder, bei Mary Douglas, „Selbst“ und „Gesellschaft“ (Douglas 2004, S. 123). Als das eine ist er uneinholbare Realität, als das andere ist er Gegenstand sozialer Kräfteeinwirkungen. Darin liegt mithin seine Ambivalenz, sein Grundrauschen. In Judith Butlers (1993, S. 220 f.) Theorieprogramm drücken sich diese Eigenschaften im notwendigen Scheitern der Repräsentation bzw. der Bildung einer harmonischen Einheit aus (ein Scheitern, das die unaufhörliche Wiederholung des Repräsentationsversuches und damit

²Aus diesen Gründen ist es nicht verwunderlich, dass es im Laufe der Geschichte immer wieder religiöse Traditionen gab, die den Körper ablehnten, da er der *communio* entgegenzustehen schien – die gnostische Lehre sticht diesbezüglich natürlich besonders hervor: Der göttliche Funken, die „Pneuma“, ist gefangen im Leib (Vgl. Jonas, Hans, Gnosis, die Botschaft des fremden Gottes, Verlag der Weltreligionen, Frankfurt am Main, 1. Auflage 2008, S. 71.).

eine unabschließbare Annäherung an Identität ermöglicht). Die Störung durch den Körper ist letztlich das im Lacanschen Sinn Reale (Lacan 2013), das grundlegend Nicht-Repräsentierbare, oder, mit Luhmann (2009, S. 18), Konsequenz dessen, dass die Wirklichkeit ein unerreichbarer Horizont bleibt. Dennoch verweist die Störung gerade damit auf ihren nicht-kommunikativen Ursprung und das Rauschen wird zur Grundlage von Information: „*Information kann nur vom Rauschen ausgehend entwickelt werden*“ (Morin 2010, S. 406).

3 Das Herausrechnen somatogener Störungen aus der Kommunikation

Die These ist im Folgenden, dass das Störpotenzial des Körperlichen von neuen Kommunikationsmedien im Gegensatz zu Nutzungsweisen von alten Medien nicht mehr einfach herausgerechnet wird, sondern in der Art eines *order from noise*-Verfahrens produktiv genutzt wird. Dabei gehe ich davon aus, dass durch *Körperlichkeit verursachte Störungen auch innerhalb medial vermittelter Kommunikation auftreten* und dass man eine Trendumkehr der Art und Weise konstatieren kann, wie mit solchen Störungen umgegangen wird: Das Ausstreichen und Herausrechnen des Körperlichen aus den Medien wird durch ein Rechnen mit Körperlichkeit abgelöst. Das Ineinanderfallen der kommunikativen Unhintergebarkeit und der medienbedingten, wachsenden Obsoleszenz des Körperlichen macht dieses einerseits problematisch, andererseits aber auch produktiv. Dieses Problematisch-Produktive ließe sich mit dem *Begriff der Spur* fassen: Medien führen zur Entkörperlichung und Dekontextualisierung von Information (Hayles 1999, S. 2). Solche entkörperlichten Informationen können jedoch somatogene Spuren aufweisen. Mediale Information mag entkörperlicht sein, in ihr lassen sich jedoch Spuren von Leiblichkeit finden. Somatogene Störungen, so die These, treten auch *innerhalb* medial vermittelter Kommunikation auf. Medien ermöglichen jedoch einen von traditionellen Strategien abweichenden Umgang mit solchen Störungen.

Betrachtet man ältere Soziologien des Körpers, stößt man zumeist auf die Beobachtung, dass die Kommunikation das Herausrechnen oder Ausstreichen des Körperlichen fördert: Soziale Regelstrukturen werden eingeführt, um Irritationen durch Körperlichkeit auszublenken. Beispielhaft dafür ist Norbert Elias' Zivilisationsgeschichte, die natürlich auch eine Soziologie der Affekte ist und die als eine kontinuierliche Rücknahme von Körperbezügen aus der Kommunikation zu lesen ist: Es handelt sich um eine Art von Domestizierung und Trivialisierung des Körpers zugunsten ungestörter Kommunikation. Vor allem besteht diese Trivialisierung darin, Techniken auszuprägen, die es ermöglichen, den Triebhaushalt zu regeln

(Elias 1997, S. 15). Die Konsequenz dieser Techniken bestand, wie Elias (1997, S. 68) schreibt, in der „Absperrung individueller Affektimpulse von der motorischen Apparatur, von der unmittelbaren Steuerung der Körperbewegungen, von Handlungen“.

Ganz ähnliche Gedanken leiteten bereits Simmels Ausführungen zu den Regulativen des gemeinsamen Mahls. Bei Simmel (2008, S. 101) ist es die „Überwindung des bloßen Naturalismus des Essens“, die es erst vermag, so etwas wie Sozialität zu stiften. Die Stilisierung und Ästhetisierung der Mahlzeit führt zu einer Distanzbildung zum somatischen Ursprung der Nahrungsaufnahme und eröffnet Möglichkeiten zur Vergemeinschaftung. Die eigentlich ziemlich profane Notwendigkeit der Nahrungsaufnahme wird zu einer symbolischen und sozialen Angelegenheit nur insofern, als dass die somatische Dimension des Essens weitgehend verdrängt wird. Den Egoismus des Körperlichen offen zur Schau zu stellen, etwa in Gestalt des völlernden Vielfraßes, gilt als schändlich und unkultiviert; dies nicht von ungefähr – denn es handelt sich durchaus um eine Gefährdung des sozialen Bandes, seinem Gegenüber den Teller streitig zu machen. Auch für die Sitten zu Tisch gilt, ganz nach Foucault (1977, S. 173): „Aus einem formlosen Teig, aus einem untuglichen Körper macht man die Maschine, deren man bedarf.“

Der Witz an dieser Zurichtung besteht gerade darin, dass diese das Somatische möglichst dauerhaft auszulöschen und zu überschreiben versucht: Sichtweisen wie die von Simmel, Elias und Foucault entwickelten können dabei geradezu als Kontrapunkte zur zeitgenössischen Nutzung des Somatogenen durch digitale Medien gelten: Während die Regulative des gemeinsamen Mahls das Somatische zugunsten sozialer Ordnungen, an denen man sich orientieren kann, ausblenden, führen moderne Technologien im *Social Web* das Somatisch-Affektive als latente Orientierungsstruktur wieder ein – und zwar in einem kommunikativen Umfeld, in dem Orientierungsleistungen Mangelware sind. Bevor ich auf die Rolle von somatogenen Spuren für die Strukturbildung von Kommunikation im Kontext der *Neuen Medien* eingehe, möchte ich auf ein Beispiel aus der Welt der „alten“ Medien eingehen, um das immer noch recht abstrakt klingende Verhältnis von somatogenen Störungen und Spuren noch etwas besser veranschaulichen zu können: auf das handschriftliche Briefeschreiben.

4 Medien und somatogene Spuren

Der handschriftliche Brief eignet sich als Beispiel für die Materialisierung somatogener Störungen und Spuren. Jemand, der Tinte beim Schreiben eines Briefes verschmiert, verursacht eine Störung und hinterlässt damit Spuren seiner „Leibhaftigkeit“ auf dem Papier. Für einen Leser, der sich für den Inhalt des Briefes

interessiert, sind die diskreten Buchstaben auf dem Papier informationshaltig, während es sich bei den Verschmierungen um Störungen handelt: Die Kleckse erschweren es, die Worte zu entziffern und behindern dadurch die Aufnahme der eigentlich sterilen, medial vermittelten Formen. Solche Störeinflüsse können Kommunikation jedoch nicht nur negativ beeinträchtigen sondern auch *Surplus-information* bereitstellen, wenn sie als Information bzw. Spuren oder Indizien ausgedeutet werden: Spuren werden nicht willentlich gelegt, keine kommunikative Absicht wird mit ihnen verfolgt. Es handelt sich nicht um klassische Zeichen. Aber sie lassen sich ausdeuten. Wenn zusätzliches Kontextwissen vorhanden ist, ließe sich so etwa im Fall des Briefverfassers oder der Briefverfasserin darauf schließen, dass es sich um einen Linkshänder oder um eine Linkshänderin handelte, einen nervösen Verliebten, eine Betrunkene, einen Schlamper, eine von Koffein Zittrige etc. Was erst als Störung auffällt, wird nicht aus der Kommunikation herausgerechnet, sondern in neue Sinnkontexte überführt (man versucht also nicht einfach, die Schrift zu entziffern und all das Geschmiere zu ignorieren). Das Erstaunliche an dieser heterodoxen Vorgehensweise besteht darin, dass Informationsüberschüsse aus einem Umstand gewonnen werden können, der die Informationsgewinnung auf den ersten Blick stört.

Dabei fanden solche Beobachtungen vor allem im Hinblick auf medialisierte Verhältnisse soziologisch bislang vergleichsweise wenig Beachtung. So unterscheidet Goffman verkörperte und entkörperlichte, vom Körper gelöste Information, Medien, darunter auch explizit Briefe, enthalten Goffman (2009, S. 30) zufolge aber nur entkörperlichte Information. Bemerkenswerter Weise sieht Goffman also davon ab, somatogene Spuren/Störungen in Medien zu suchen: Aber was sind verwischte oder zittrige Schriftzüge sonst? Die klare Trennung von entkörperlichter und körperlicher Information bricht, sobald man den Störungsbegriff kommunikationstheoretisch zulässt, in sich zusammen. Dass diese Trennung aufrechterhalten wurde, erstaunt umso mehr, als dass es eine informationstheoretische Notwendigkeit ist, dass Information immer mit Störeinflüssen kontaminiert ist. Es gibt kein Rauschen ohne Information und keine Information ohne den Hintergrund des Rauschens. In diesem Sinn gibt es auch keine völlig entkörperlichte Kommunikation. Die Materialität und Realität des Körperlichen schwingt immer mit.

Die für den Schriftkundigen aufmerksamkeitsbindenden Eigenschaften von Texten scheinen geeignet zu sein, solche Störungen auszublenken und außer Acht zu lassen (auch hier bedeutet Disziplinierung und Trivialisierung also: Ausblenden und verdrängen somatogener Einflüsse). Gerade deshalb auch weiß ausgerechnet die Kupplerin Ester, eine von solchen Trivialisierungen unbelastete, da des Lesens unkundige Figur in Orhan Pamuks Roman *Rot ist mein Name*, einiges über die Kunst des Briefedeutens zu erzählen:

„Spricht man von einem Brief, ist nicht nur das Geschriebene gemeint. Ein Brief wird genau wie ein Buch gelesen, indem man ihn beriecht, berührt und abtastet. Deshalb sagen die Klugen: Lies einmal, was der Brief zu sagen hat, die Dummen aber: Lies einmal, was geschrieben steht. Das Talent liest nicht nur die Schrift, sondern den Brief als Ganzes“ (Pamuk 2003, S. 56).

Der Brief als Ganzes schließt auch und vor allem somatogene Spuren mit ein; die Schrift ist aus dieser Perspektive betrachtet nur der offensichtlichste Datenträger. Der Duft von Parfüm, die Rückstände feuchter Hände, eine Linienführung, die auf neurasthenisches Gezitter oder auf Ruhe verweist, die Falzung des Papiers, eine haften gebliebene Wimper machen den Brief aus. Mehr noch, diese Störungen/Spuren können zu einer Komposition zusammengefügt werden, die autonom neben der Schrift besteht und diese unter Umständen sogar zu verdrängen vermag. All diese somatogenen Indizien fallen jedoch durch eine starre Fokussierung auf die Schrift außer Acht, auch wenn diese Sedimente vieles zu erzählen hätten – vor allem, wenn man, wie Ester, aus dem Spurenlesen eine esoterische Wissenschaft macht. Es spricht für sich, dass derartige Rückstände in der Vergangenheit entweder nur in Ausnahmefällen interessierten (etwa im Fall von Detektivarbeit) oder aber im Fall der Exklusion von medialer Teilhabe (etwa durch Analphabetismus) von der Peripherie in das Zentrum der Aufmerksamkeit rückten. Die Lesekompetenz besteht üblicherweise gerade darin, das Zentrum (die Buchstaben) von der Peripherie (anderen sinnlichen Ablenkungen) zu trennen.

Das Auflösen und Lesen dieser Sedimente unterscheidet sich nur allzu deutlich vom traditionellen Umgang mit solchen Störungen: Man übergeht diese nicht einfach oder blendet sie aus, sondern nimmt sie als Gegenstände einer deutenden Befragung an. Dabei entfaltet die Umschrift von Störungen in Spuren eine eigenwillige „Hermeneutik“. Die Spur ermöglicht das re-entry einer ausgeschlossenen Paradoxie (Luhmann 1993, S. 205), all dessen also, was nicht in diskrete Sinneinheiten auflösbar war. In Bezug auf die Körperlichkeit heißt das: eine Unbestimmtheit, die wiederum das Potenzial von Sinnüberschüssen in sich birgt.

Im Fall der „alten“ Medien handelt es sich bei solchen Verfahren um Ausnahmen. Im Fall der neuen Medien aber scheint die Ausnahme durch technische Mittel zur Regel zu werden: Die Neuheit digitaler Medien im Web 2.0-Zeitalter liegt unter anderem gerade darin begründet, das Lesen solcher Spuren massiv in Produktionsregime einzuordnen, sie also nicht mehr einfach als Störungen aus der Kommunikation herauszurechnen oder zu ignorieren. Heute sind es vor allem Maschinen, die Esters Rolle übernehmen und die heterodoxe Operation des Spurenlesens anwenden.

Bereits vor Jahrzehnten begann man damit, Algorithmen zu entwickeln, die dabei helfen sollten, stilistische Eigenheiten bildender Künstler auszulesen, um Fälschungen erkennen zu können (Velminski 2007, S. 113). Bei diesen

Bemühungen handelte es sich um so etwas wie die algorithmische Fortführung der bereits in den 1870er Jahren entstandenen Morelli-Methode, die den Historiker Carlo Ginzburg (2011, S. 8) dazu veranlasste, von einem Spurenparadigma zu sprechen, das die Wissenschaft ab dem späten 19., vor allem aber ab dem 20. Jahrhundert zutiefst geprägt habe. Morellis Methode bestand darin, sich auf unauffällige Merkmale in Kunstwerken zu konzentrieren. Merkmale, denen man üblicherweise wenig Beachtung schenkte, etwa die Art und Weise, ein Ohrfläppchen oder einen Finger zu zeichnen, rückten bei Morelli in das Zentrum der Aufmerksamkeit. Morellis Methode wurde später, wie Ginzburg (2011, S. 10) schreibt, als „mechanisch und positivistisch abgetan und geriet in Mißkredit“. Seinen Zeitgenossen war es zu abstrus, die Persönlichkeit eines Künstlers gerade dort zu verorten, wo diese nur besonders schwach ausgeprägt schien (Ginzburg 2011, S. 11). Doch Morellis Methode war nicht wirklich mechanisch: Was das Spurenlesen im Sinne Ginzburgs vom technischen Spurenlesen unterscheidet, ist, dass es sich bei ersterem nach Ginzburg (2011, S. 49) um ein „stummes Wissen“ handelt, dessen „Regeln [sich] nicht dazu eignen, ausgesprochen oder gar formalisiert zu werden“ Ginzburg (2011, S. 49). hebt allen voran die Bedeutung des Augenmaßes und der Intuition hervor. Gefragt waren also Eigenschaften, die im Falle der technischen Spurenauslese irrelevant werden.

Wenn es stimmt, dass das Spurenparadigma, wie der *Surveillance*-Soziologe Josh Lauer (2011, S. 568) behauptet, auch als Kennzeichen moderner Überwachung bezeichnet werden muss und darüber hinaus seine Beobachtung zutrifft, dass jedes neue Medium neue Evidenzen bzw. Spuren kreiert, bedeutet das auch, dass man bei der Übertragung des Spurenparadigmas vom menschlichen Spurenleser oder der Spurenleserin auf die technisch-maschinelle Auswertung mit Veränderungen der Art und Weise rechnen muss, wie Körperlichkeit in der Kommunikation konstruiert wird.

Die somatogene Spur im Medium wird gerade durch neuere Medien zum Produktionsfeld. Man denke nur an die Auswertung von *Clickstreams*. Aber weshalb ist es überhaupt verführerisch geworden, somatogene Kommunikationsstörungen in Spuren umzudeuten? Offenbar vor allem, weil somatogene Spuren als Garant für die Produktion wahrer Aussagen gewertet werden. In der scheinbaren Evidenz des Somatischen liegt die Attraktivität des Spurenmodells. Es gibt eine fließende, historisch nachvollziehbare Verbindung zwischen dem Körperlichen als Störquelle und dem Körper als Quelle des Wahrsprechens.³ Diese Verbindung

³So stellt Foucault (2010, S. 27 f.), der das Wahrsprechen als ein Leib und Leben gefährdendes Sprechen bezeichnet, ebenfalls mit dem Körper in Verbindung.

lässt sich etwa auf die wahrheitsproduzierende Praxis der Folter und der peinlichen Befragung zurückführen, wobei man nicht vergessen sollte, dass es sich schon aufgrund der Notwendigkeit der Protokollierung und schriftlichen Fixierung dieser Wahrheitsproduktion auch um eine zutiefst mediale Operation handelt (Foucault 1977, S. 52 f.) *Vice versa* wurde das Potenzial der somatischen Störung, Spur zu werden, historisch immer wieder eingedämmt: Man denke an die *Shell Shock*-Behandlungen im Zuge des 1. Weltkriegs, die das Somatische als Agent des Wahrsprechens zum Schweigen zu bringen trachteten. Künstlerisch wurde die Produktivmachung des somatogenen Störpotenzials als wahrheitsproduzierende Spur vielleicht erstmals von Jackson Pollock reflektiert. Pollock selbst hat seine Kunst explizit auf die moderne Technik und Medien wie das Radio bezogen. In Pollocks Action-Painting werden Zeit, Raum, Körper und Bewegung sichtbar Teil des Kunstwerkes: In der Bewegung löst sich das Subjekt Pollock auf, aber gerade die Spuren der Bewegung verweisen auf ein Subjekt zurück (Werkner 2007, S. 55) – und wenn nicht auf das Subjekt Pollock, so zumindest auf eine unwillkürliche Gebärde, die dem Werk als Spur eine gewisse Erhabenheit und damit die Vorstellung von Wahrhaftigkeit verleiht (Eco 1977, S. 181 f.).

Die Aufwertung des Körperlichen im Zeitalter des Digitalen lebt ebenfalls von diesem Nexus von Medium, Störung und Spur, der als wahrheitsproduzierendes Dispositiv zu dienen vermag. Somatogene Spuren versprechen eine fundamentalere oder zumindest andere Wahrheit als Texte oder Bilder; der Körper ist der perfekte, weil ultimativ „reale“ Einsatz, während alles andere nur derivativ von diesem Einsatz abgeleitet wird. Diese Aufwertung des Somatischen betrifft aber eben nicht den „geschliffenen“ und „dargestellten“ Körper als *image* auf der Benutzeroberfläche oder der Profilseite, der in einem der Selbstdarstellung und -manipulation verhafteten Zeitalter drastisch an Informationswert und Realitäts-haltigkeit verliert, sondern den auszuwertenden Körper als Datenspur.

Die Grundvoraussetzung, somatogene Daten in Wert zu setzen, besteht dagegen darin, dass die zur Auswertung infrage kommenden Spuren unbeabsichtigt hinterlassen werden. Wie Sybille Krämer (2007, S. 16) schreibt, gilt, dass die Spur „nicht unserer Aufmerksamkeit, Kontrolle und Steuerung unterliegt: es ist nicht das Bewusstsein, es ist die ‚Schwere‘ und Materialität des Seins, welche Spuren erzeugt.“ Und es ist die Rezipientin oder der Rezipient, die oder der darüber bestimmt, wie diese Spuren gedeutet werden; wobei diese Deutungsarbeit heute zumeist maschinell, also durch Computeralgorithmen ausgeführt wird. Der eigentliche Anlass für die Spuren bleibt im Grunde genommen außen vor (Münch und Posner 1998, S. 2216). Die Spur wird erst durch die Empfänger*innen zu einer Botschaft, der Sender oder die Senderin ist sich dieser Botschaft aber nicht

bewusst. Und mehr noch, es ist der Empfänger, die Spurenleserin, der oder die die Identität der absendenden Person über die hinterlassene Spur erst rekonstruiert (Krämer 2012, S. 87 f.). Dem Spurenlesen folgt eine Identitätskonstruktion, welche den die Spuren Hinterlassenden in gewisser Weise erst *ex post* konstituiert.

Während das Hinterlassen der Spuren ohne die Beteiligung des Bewusstseins erfolgt, wird das Spurenlesen von bestimmten Motiven geleitet (Krämer 2007, S. 17). Nur dort, wo das Hinterlassen der Spuren unbeabsichtigt geschieht, das Spurenlesen jedoch motiviert und methodisch erfolgt, hat man es mit einem geeigneten Umfeld für die produktive Nutzung von Spuren zu tun.

Web 2.0 Plattformen bieten so ein Umfeld: Die Aufwertung des Spurenlesens macht sich insbesondere beim Einsatz von Algorithmen im Suchmaschinen- und *Social-Media*-Bereich bemerkbar. Nicht nur Profildaten, sondern auch Daten von Bewegungsmustern werden als Spuren beobachtet und als solche ausgewertet (vgl. dazu etwa Wehner 2010, S. 183–210). Konzerne wie *Google*, *Netflix* und *Facebook* rechnen Datenspuren auf affektiv-somatische Ursprünge zurück: Hinter der Generierung der digitalen Daten steht die Annahme einer affektiv-körperlichen Fundierung oder Bedeutsamkeit: Bewegungen auf Plattformen und Websites werden auf Bedürfnisse zurückgerechnet.

Gerade die Affektlastigkeit digitaler Kommunikation wurde bereits häufig hervorgehoben. So wurde das Internet von Byung-Chul Han (2013, S. 10) als „*Affektmedium*“ bezeichnet. Sam Han (2010, S. 207) hat wiederum hervorgehoben, dass digitale Medien zu affektiver Kommunikation führen würden, da sie zu schnell für Reflexion seien. Darin schwingt natürlich auch mit, was bereits McLuhan als die Simultaneität elektronischer Kommunikation bezeichnet hat. Diese Unmittelbarkeit wird auch von Robert Gehl hervorgehoben: Facebook-User*innen werden mit der Frage: „What’s on your mind?“ konfrontiert, während Twitter User fragt „What’s happening?“ (Gehl 2011, S. 1232), bzw. im deutschsprachigen Raum: „Was gibt es Neues?“ Alles auf diesen Plattformen drängt schon aufgrund solcher Anreden mehr zum Schnellen und Launigen als zum rational Durchdenken.

Vor allem das Design solcher Plattformen muss reflektiert werden: Das Digitale ist nicht *per se* ein Affektmedium sondern wird dazu gemacht bzw. als ein solches ausgelesen. Gehl spricht davon, dass es sich bei Web 2.0 Seiten vor allem um Einrichtungen handelt, die spezifischen Gestaltungsanforderungen gehorchen. Diese Anforderungen bestehen Gehl (2011, S. 1230) zufolge vor allem darin, „affective labor of users“ zu sammeln. Der *Prosumer* ist daher gerade auch ein Thema für eine „Mediensoziologie des Körpers“, da das Nachzeichnen der Ökonomie des Affekts, welcher eher der Unmittelbarkeit des Körperlichen als der

Reflexionsarbeit eines Bewusstseins zuzurechnen ist, zunehmend auch das System der Bedürfnisse prägt.

Es ließe sich sagen, dass diese Plattformen eine Art von Affektarchitektur konstituieren: Der Analyst George Battelle (2014, S. 17) beschreibt Google so etwa als „database of intentions“, bestehend aus einer „massive clickstream database of desires, needs, wants, [...] archived, tracked, and exploited for all sorts of ends“. Die Medienwissenschaftlerin Jennifer Pybus (2013, S. 144) wiederum spricht nicht weniger treffend von einem „archive of feeling“.

Die neuen Medien beziehen sich nicht nur auf Texte oder Bilder, das heißt, auf Oberflächen, sondern auch auf Subtexte, die mit somatogenen Spuren in Zusammenhang gebracht werden; gerade diese Spuren dienen dazu, Möglichkeiten zu eröffnen, oder, um einen Ausdruck Achim Brosziewskis (2003) auszuleihen, Oberflächen aufzuschalten.

5 Die Produktivität somatogener Spuren

Ein Beispiel für diese kalkulierte und auf Dauer gestellte Umrechnung von Störungen in Spuren ist die Partnerbörsenseite [Match.com](#): *User* werden bei der Profilerstellung zwar danach gefragt, ob sie korpulente oder dünne Partner*innen präferieren, die Empfehlungen, die sie bekommen, werden jedoch ihrem tatsächlichen Nutzungsverhalten angepasst. Das bedeutet: Registriert der *Match*-Algorithmus, dass der Nutzer oder die Nutzerin immer wieder die Profilseiten wohlbeleibter Personen öffnet, werden ihm oder ihr infolgedessen auch genau solche Partner*innen empfohlen und zwar auch dann, wenn dieser Nutzer oder diese Nutzerin behauptet (oder zu wissen glaubt), sich ausschließlich für zarte Silhouetten zu begeistern. Die Bewegungen der Nutzer*innen werden zur Kartografie ihrer Bedürfnisse.

Die Situation ähnelt dem vorhin ausgeführten Beispiel des Briefeschreibens: Die flimmernde, diffuse Peripherie rückt, betrachtet man sie nur auf eine bestimmte Weise, unversehens in das Zentrum und wird bedeutsamer als die sprachlich verfasste Oberfläche. Das Profil und die ausgefüllten Fragebögen der Nutzer*innen verlieren im selben Maße an Bedeutung und damit an Potenzial für eine handlungsleitende Erwartungsstrukturbildung.

[Match.com](#) hat publik gemacht, wieso solche Algorithmen im Online-Dating-Geschäft Anwendung finden: Offenbar gibt es bei der Partnersuche starke Diskrepanzen zwischen Darstellungen und tatsächlichem Verhalten. So schicken laut Angaben von [Match.com](#) 57,3 % aller Frauen auf Match, die angeben, dass sie Kinder wollen, auch Männern E-Mails, die keine Kinder wollen. 12,6 %

aller Frauen mailen auch Männern, deren Körpertyp sie laut eigenen Angaben eigentlich unattraktiv finden *etc.*⁴ Das tatsächliche Verhalten der Nutzerinnen wurde dabei zu allererst als Abweichung, also als Störung, gelesen. Doch die Programmierer*innen von Match.com haben daraus geschlossen, dass diese Diskrepanzen Anpassungen bei den verwendeten Empfehlungsalgorithmen nötig machen. Einerseits handelt es sich um eine Abweichung von einer Ausgangserwartung, andererseits wird die Störung durch Wiederholung jedoch zu einem Muster, das mittels der Empfehlungs- bzw. Matching-Algorithmen in die Kommunikation zurück eingespeist werden kann. Die Theorie, die dieser Anpassung zugrunde liegt, zielt auf eine Diskrepanzüberwindung zwischen Affekt und Text.

Bei dem *Match*-Algorithmus, aber auch bei anderen vergleichbaren Algorithmen, geht es praktisch immer darum, Anschlusskommunikationen auf Basis von produktiv gemachten „Affektspuren“ zu ermöglichen. Dabei erinnere ich noch einmal daran, dass Spuren unwillkürlich gelegt werden. Diese Absichtslosigkeit verweist zum einen darauf, dass Spuren besonders geeignet sind, um affektiv-körperlich ausgedeutet zu werden. Zum anderen verweist sie darauf, dass die Spur nicht existiert, ohne jemanden, der sie mit einer bestimmten Intention liest. Das lateinische *afficere* heißt eigentlich: In eine Stimmung versetzen. Das Wort *Affizieren* legt also bereits einen von außen kommenden Anstoß nahe. Die somatogene Spur stellt in gewisser Weise einen Hebel bereit, der es ermöglicht, diesen Anstoß zu geben und dem Subjekt einen Platz zuzuweisen. Wenn die durch die Fahrten produzierten Evidenzen zurückprojiziert werden, etwa im Fall von Empfehlungssystemen, ändert das aufseiten des Adressaten vor allem deshalb etwas, weil es gar nicht so unwahrscheinlich ist, dass dieser ursprünglich gar keine bestimmte Richtung hatte, der er unbedingt folgen wollte.

Das Wahrheitsregime der Spur hängt mit einer grundsätzlichen Realität der Spur zusammen und wird durch diese Realität ermöglicht. Die Spur ist kein arbiträres Zeichen, zumindest nicht im klassischen Sinne. Spuren sind zwar beobachterabhängig, dennoch liegt Spuren etwas Reales zugrunde. Mit Charles Peirce (2000, S. 197) lassen sich Spuren als Indikatoren/Indizes bezeichnen, die dadurch gekennzeichnet sind, *physisch* mit dem Bezeichneten verbunden zu sein bzw. mit diesem in irgendeiner realen Relation zu stehen (Peirces Beispiele sind die Weltkarte und der Wetterhahn). Datenspuren von Klicks, *Likes* und Bewegungen, Aufzeichnungen von Pulsfrequenzen *etc.* verweisen in diesem Sinne auf physisch-reale Phänomene. Dabei handelt es sich aber wohlgerne um Realitäten, die eigentlich jenseits der Unterscheidung zwischen Wahrheit und Unwahrheit

⁴<http://mashable.com/2011/07/13/match-com-equation/>.

stehen, da diese Unterscheidung erst von einem Beobachter konstruiert werden muss.

Abgesehen davon, dass solche Datenauswertungen für die *Surveillance*-Soziologie von Interesse sind, gehen die Effekte dieser Auswertungen weit über Überwachungs- und Kontrollaspekte hinaus. Sie verweisen auf die Notwendigkeit weitergehender, kultursoziologischer Untersuchungen, die sich mit der Frage beschäftigen, auf welche Weise sich diese vehement auf die Nutzung von Spuren abzielenden Kommunikationsformen von früheren Formen unterscheiden und weshalb sie sich gerade jetzt durchsetzen.

Ich möchte daher vorschlagen, dass sich die Soziologie verstärkt auf Spurensuche nach der Genese von somatogenen Spuren begeben sollte, vor allem aber sollte sie die Frage aufgreifen, welche soziokulturelle Bedeutung dieser Rückgriff auf das Somatische haben könnte.

6 Un Cadavre Exquis

Cadavre Exquis ist ein Faltspiel, bei dem ein nicht ganz sichtbarer Satz oder eine verdeckte Zeichnung auf der einen Seite des Papierblattes durch einen Mitspieler oder eine Mitspielerin fortgesetzt wird – man kennt dieses Spiel vielleicht aus der eigenen Kindheit. Das Rauschen des Somatischen macht Körperlichkeit für soziale und psychische Systeme zu einem *Cadavre Exquis*, einer aufgrund ihrer Produktivität und Anschlussfähigkeit „köstlichen Leiche“.

Das Rauschen des Somatischen wird gerade aufgrund seiner chaotischen Dynamik für kommunikative als auch für psychische Systeme anschlussfähig bzw. dient als nahezu unerschöpflicher Hintergrund für neue Sinngebungen. Das Somatische ist der produktivste Ursprung für Sinngebungen, da es einerseits offen, von sich aus vollkommen sinnfrei ist, andererseits jedoch ein *Last Resort* von Sinnproduktion darstellt. Zugleich ist das als Spur gelesene Somatische von seinem die Kommunikation gefährdenden Potenzial bereinigt. Wie Gernot Grube (2007, S. 235) über die Spur feststellt, wird diese nicht „durch einen „Akteur“ hergestellt, sondern durch „Kausalität“ hervorgerufen, die wie ein Dämon funktioniert und die Rolle des Akteurs ersetzt.“ Spuren haben eine Eigenkausalität, die keinem Akteur mehr unterliegt. Sie können unabhängig von diesem Akteur in eine Produktivkraft verwandelt werden.

So haben sich somatogene Spuren von ihren realen Referenzkörpern losgelöst und können dennoch die Kommunikation mitgestalten – die *Trending Topics* bei Twitter zeigen gewiss eine bestimmte affektive Erregung an, aber sie ist nicht

mehr an eine aktuelle Erregung in realen Körpern gebunden. Die Kausierung mittels Spuren führt zu einer Abschwächung der Irritationen durch aktuelle Körperlichkeit. Das somatogene Störpotenzial mit all seiner Ambivalenz wird durch den Rückgriff auf ein dieses in kommunikative Bahnen leitendes methodisches Spurenlesen gebunden. Das Lesen somatogener Spuren wird durch technische Mittel zum *Last Resort* gelingender Kommunikation gemacht.

Dieses *re-entry* des Somatischen in die Kommunikation ist bemerkenswert, da kulturgeschichtlich gerade das Gegenteil der Normalfall ist. Sigmund Freud hat in das *Unbehagen in der Kultur* die Sublimierung des Somatischen, Affekt- und Triebhaften als Kennzeichen einer jeden Kultur hervorgehoben. In der Hemmung und dem Verzicht sowie in der sublimierenden Umleitung von somatisch-affektartigen „Energien“, von physischen Bewegungen also, die ihrerseits sinnlos und damit bedrohlich sind, bestehen die wichtigsten Kulturleistungen. Kultur ist für Freud (2010, S. 206) gleichbedeutend mit einer beständigen Arbeit an Reinheit und Ordnung: „Unsauberkeit jeder Art scheint uns mit Kultur unvereinbar“. Das Somatische ist als Hort der Unordnung besonders problematisch für jede Kultur. Zu allen Zeiten und in allen Kulturen wurde die Reinheit und damit der Ausschluss des Paradoxen und Störenden mit Tabuisierung erkaufte (Freud 2010, S. 213): Tabuisierung bedeutet, fasst man den Begriff nur etwas allgemeiner als Freud, das außer Acht lassen evidenter Operationen, um die Funktionalität anderer Operationen zu gewährleisten. Man liest den Text erst dann richtig, wenn man alles andere beiseitelässt; Leser*innen müssen die einzelnen Buchstaben vergessen, da sie es sonst nur mit Buchstaben, nicht aber mit Sätzen und Sinn zu tun bekämen. Gerade darin, in einem solchen gezielten außer Acht lassen des Unvereinbaren, ist letztlich das Ausweichmanöver der Sublimierung angelegt (Freud 2010, S. 216 f.) Sublimierung besteht einerseits im Ausweichen vor etwaigen Störungen und andererseits im Aufbau von Ordnung, die ihrerseits zu anderen Formen des Lustgewinns führt. Die Schriftkultur wurde von diesen Leistungen der Tabuisierung und Sublimierung zutiefst geprägt: Diese Leistungen spiegeln sich so auch in der Kulturtechnik des Lesens wider. Allerdings passt diese Sublimierungs- und Verdrängungstaktik von Störungen unter Umständen nicht mehr recht zu einer Konsumkultur, in der zumindest vordergründig die Wunscherfüllung an erster Stelle steht. Dann könnte es sein, dass neue Medientechniken – darunter algorithmische Empfehlungssysteme auf digitalen Plattformen – zum kommunikativen Wiedereintritt somatogener Störungen als Spuren führen: Dann geht es nicht mehr um Ausweichmanöver, sondern um technisch vermittelte Spurenauslesen, die gerade auch das Ausgeschlossene, Störende zum Ausgangspunkt neuer Ordnungsbildungen machen.

Literatur

- Battelle, George, zitiert nach: Jarrett, Kylie. 2014. A Database of Intention? In René König, Miriam Rasch (Hrsg.), *Society of the Query Reader, Reflections on Web Search*, Amsterdam: Institute of Network Cultures.
- Baudrillard, Jean. 1982. *Der symbolische Tausch und der Tod*. München: Matthes & Seitz Verlag.
- Binder, Werner. 2013. *Abu Ghraib und die Folgen, Ein Skandal als ikonische Wende im Krieg gegen den Terror*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Brosziewski, Achim. 2003. *Aufschalten, Kommunikation im Medium der Digitalität*. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- Butler, Judith. 1993. *Bodies that Matter, On the Discursive Limits of "Sex"*. New York, London: Routledge.
- Chaitin, Gregory. 2004. *Meta Math! The Quest for Omega*.
- Douglas, Mary. 4. Auflage 2004. *Ritual, Tabu und Körpersymbolik, Sozialanthropologische Studien in Industriegesellschaft und Stammeskultur*. Frankfurt/M: Fischer Verlag.
- Eco, Umberto. 1. Auflage 1977. *Das offene Kunstwerk*. Frankfurt/M: Suhrkamp Verlag.
- Elias, Norbert. 1997. *Über den Prozeß der Zivilisation, Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, Zweiter Band, Wandlungen der Gesellschaft, Entwurf zu einer Theorie der Zivilisation*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel. 1977. *Überwachen und Strafen, Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt/M: Suhrkamp Verlag.
- Foucault, Michel. 2010. *Der Mut zur Wahrheit, Die Regierung des Selbst und der anderen II, Vorlesungen am Collège de France 1983/84*. Berlin: Suhrkamp Verlag.
- Fuchs, Peter. 2005. Die Form des Körpers. In *Soziologie des Körpers*, Hrsg. Schroer, Markus. Frankfurt/M: Suhrkamp Verlag.
- Freud, Sigmund. 2010. Das Unbehagen in der Kultur. In *Totem und Tabu / Das Unbehagen in der Kultur*, Hrsg. Ders. Köln: Anaconda Verlag.
- Gehl, Robert W. 2011. ‚The archive and the processor: The internal logic of Web 2.0‘, New Media Society 2011 13. doi: [10.1177/1461444811401735](https://doi.org/10.1177/1461444811401735).
- Gill, Rosalind. 2012. Postfeminist Media Culture, Elements of a Sensibility. In *The Gender and Media Reader*, Hrsg. Kearney, Mary Celeste. New York, London: Routledge.
- Ginzburg, Carlo. 2011 [1983]. *Spurensicherung, Die Wissenschaft auf der Suche nach sich selbst*. Berlin: Wagenbach Verlag.
- Goffman, Erving. 2009. *Interaktion im öffentlichen Raum*. Frankfurt a. M.: Campus Verlag.
- Grube, Gernot. 1. Auflage 2007. „abfahren“ – „arbeiten“. Investigative Erkenntnistheorie. In *Spur, Spurenlesen als Orientierungstechnik und Wissenskunst*, Hrsg. Krämer, Sybille; Kogge, Werner; Grube, Gernot. Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Gugutzer, Robert (Hrsg.). 2006. *body turn, Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Han, Byung-Chul. 2013. *Im Schwarm, Ansichten des Digitalen*. Berlin: Matthes & Seitz.
- Han, Sam. 2010. Theorizing New Media: Reflexivity, Knowledge, and the Web 2.0. *Sociological Inquiry*, Vol. 80, Nr. 2.
- Hayles, N. Katherine. 1999. *How We Became Posthuman, Virtual Bodies in Cybernetics, Literature, and Informatics*. Chicago & London: The University of Chicago Press.

- Jonas, Hans. 1. Auflage 2008. *Gnosis, die Botschaft des fremden Gottes*. Frankfurt/M: Verlag der Weltreligionen.
- Kanter, Heike. 2013. Die Macht in Bildern – Habitus, Bildakt & ikonische Macht. In *Visuelles Wissen und Bilder des Sozialen, Aktuelle Entwicklungen in der Soziologie des Visuellen*, Hrsg. Lucht, Petra; Schmidt, Lisa-Marian; Tuma, René. Wiesbaden: Springer VS.
- Kittler Friedrich. 1986. *Grammophon, Film, Typewriter*. Berlin: Brinkmann & Bose.
- Krämer, Sybille. 1. Auflage 2007. Was also ist eine Spur? Und worin besteht ihre epistemologische Rolle? Eine Bestandsaufnahme. In *Spur, Spurenlesen als Orientierungstechnik und Wissenskunst*, Hrsg. Krämer, Sibylle; Kogge, Werner; Grube, Gernot. Frankfurt/M: Suhrkamp Verlag.
- Krämer, Sybille. 2. Auflage 2012 [2008]. Medien, Boten, Spuren, Wenig mehr als ein Literaturbericht. In Was ist ein Medium?, Hrsg. Munker, Stefan und Roesler, Alexander. Frankfurt/M: Suhrkamp Verlag.
- Lacan, Jacques. 2013. Das Symbolische, das Imaginäre und das Reale. In *Namen-des-Vaters*, Hrsg. ders. Wien, Berlin: Turia + Kant.
- Lauer, Josh. 2011. Surveillance history and the history of new media: An evidential paradigm, *New Media Society*, Sage Publications 2012, 14. DOI: [10.1177/1461444811420986](https://doi.org/10.1177/1461444811420986).
- Luhmann, Niklas. 4. Auflage 2009. *Die Realität der Massenmedien*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Luhmann, Niklas. 1. Auflage 1993. *Das Recht der Gesellschaft*. Frankfurt/M: Suhrkamp Verlag.
- Luhmann, Niklas. 4. Auflage 1991. *Soziale Systeme, Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt/M: Suhrkamp Verlag.
- Luhmann, Niklas. 1. Auflage 2005. In *Einführung in die Theorie der Gesellschaft*, Hrsg. Luhmann, Niklas und Baecker, Dirk. Heidelberg: Carl-Auer Systemverlag.
- Luhmann, Niklas. 1995. Wahrnehmung und Kommunikation sexueller Interessen. In *Soziologische Aufklärung 6*, Hrsg. ders. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, Niklas. 1. Auflage 1998. *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt/M: Suhrkamp Verlag.
- Lukrez. 2012. *De rerum natura, Welt aus Atomen, Lateinisch/Deutsch*. Stuttgart: Reclam Verlag.
- MacKay, Donald. Second Printing 1972 [1969]. Generators of Information. In *Information, Mechanism and Meaning*, Hrsg. MacKay Donald M. Cambridge, Massachusetts and London: M.I.T. Press.
- Malinowski, Bronislaw. 2005. *Die Funktionaltheorie*. In *Malinowski, Bronislaw, Eine wissenschaftliche Theorie der Kultur*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Maturana, Humberto R., Pörsken, Bernhard. 2008. *Vom Sein zum Tun. Die Ursprünge der Biologie des Erkennens*. Heidelberg: Carl-Auer Systemverlag.
- Moles, Abraham A. 1971. *Informationstheorie und ästhetische Wahrnehmung*. Köln: Verlag M. DuMont Schauberg.
- Morin, Edgar. 2010. *Die Methode: Die Natur der Natur*, Wien, Berlin: Turia + Kant.
- Münch, Dieter, Posner, Roland. 1998. Morris, seine Vorgänger und Nachfolger. In Roland Posner, Klaus Robering, Thomas A. Sebeok (Hrsg.), *Semiotik/Semiotics, Ein Handbuch zu den zeichentheoretischen Grundlagen von Natur und Kultur/A Handbook on the Sign-Theoretic Foundations of Nature and Culture*, Band 2. Berlin, New York: Walter de Gruyter.

- Ong, Walter J. 2002 [1982]. *Orality and Literacy, The Technologizing of the Word*. London, New York: Routledge.
- Pamuk, Orhan. 2003. *Rot ist mein Name*. Frankfurt/M: Fischer Verlag.
- Peirce, Charles S. 1. Aufl 2000. Die Kunst des Rasonierens. In *Semiotische Schriften, Band 1*, Hrsg. ders. Frankfurt/M: Suhrkamp Verlag.
- Pybus, Jennifer. 2013. Social Networks and Cultural Workers, Towards an archive for the prosumer. *Journal of Cultural Economy*, Vol. 6, Nr. 2.
- Simmel, Georg. 1. Aufl. 2008. Soziologie der Mahlzeit. In *Individualismus der modernen Zeit und andere soziologische Abhandlungen*, Hrsg. ders. Frankfurt/M: Suhrkamp Verlag.
- Stäheli, Urs. 2000. *Sinnzusammenbrüche, Eine dekonstruktivistische Lektüre von Niklas Luhmanns Systemtheorie*. Weilerswist: Verlbrück Wissenschaft.
- Stäheli, Urs. 2003. Die Wiederholbarkeit der Liebe. In *Erotische Recherchen zur Decodierung der Intimität bei Proust*, Hrsg. Balke, Friedrich. München: Wilhelm Fink Verlag.
- Velminski, Wladimir. 2007. Der Speck am Text, Die Entstehung der Genetik aus der Berechenbarkeit der Literatur. In *Andrej A. Markov, Berechenbare Künste*, Hrsg. von Hilgers, Philipp; Velminski, Wladimir. Zürich-Berlin: diaphanes Verlag.
- Weaver, Warren und Shannon, Claude E. 1998. *The Mathematical Theory of Communication*. Urbana/Chicago: University Press Illinois.
- Wehner, Josef. 2010. ‚Numerische Inklusion‘ – Wie die Medien ihr Publikum beobachten, In *Medienwandel als Wandel von Interaktionsformen*, Hrsg. Sutter, Tilmann; Mehler, Alexander, S. 183–210. Wiesbaden: VS Verlag http://www.uni-bielefeld.de/soz/medien/texte/wehner_numerische-inklusion.pdf.
- Werkner, Patrick. 2007. Kunst seit 1940, Von Jackson Pollock bis Joseph Beuys. Wien: Böhlau Verlag.

Leib und Netz

Sozialität zwischen Verkörperung und Virtualisierung

Klemm, M.; Staples, R. (Hrsg.)

2018, XVIII, 194 S. 3 Abb. in Farbe., Softcover

ISBN: 978-3-658-18862-7